

# Berlin am Montag.

Nr. 620. Berlin, Montag, den 6. Dezember 1886. XV. Jahrgang.

## Politische Tagesübersicht.

### Die Vorlage der deutschen Zuckerindustrie.

Die Vorlage sind in den letzten Wochen wieder in bedeutender Weise zurückgegangen; Korridor von 96 pCt. Polarisität, welcher Ende September in Magdeburg mit 20,00—21 Mark notirt wurde, wird jetzt nur mit 19,70—20 Mark bezahlt, und man sieht sich in den Kreisen der beherrschenden Klasse nach einem Mittel um, wie endlich die jetzt fünf Jahren andauernde Krisis beendigt werden kann. Wie diese Frage beschaffen ist, sieht auch ein Artikel in der „Chemiker-Zeitung“, welcher die Lederindustrie hat: „Die deutsche Zuckerindustrie und ihre Konkurrenz“, und obgleich dieser Artikel an und für sich nichts Besonderes enthält, so gewinnt er doch durch die Aufmerksamkeit, die ihm die „Deutsche Reichs-Anzeiger“ und „Allg. Preussische Staats-Anzeiger“ schenken, und ihm dadurch eine Verbreitung, gleichsam als ob dasjenige, was in dem Artikel gesagt wird, der höchsten Beachtung und — vielleicht auch Nachachtung werth sei.

Sehr richtig findet der Verfasser die Hauptursache an dem raschen Anwachsen der gesammten Zuckerproduktion und dem Eintritt der Zuckerkrise in der übermächtigen und überhörschten Ansbahn der Zuckerindustrie. Die Zuckerindustrie hat sich in den letzten Jahren demogen habe, der Industrie ihrer Ränder, welche den Kampf um Dasein aus eigener Kraft nicht führen konnte, durch analoge steuerliche Vorrichtungen und Begünstigungen diesen Kampf zu ermöglichen.

Wie hierüber in der Gedankengang des Verfassers ein ganz richtiger und es ist es eigentlich auch noch weiter, nur macht er sich einer kleinen Verzerrung schuldig; er spricht von den offenen und versteckten Exportsubventionen, welche es den russischen und amerikanischen Zuckerproduzenten möglich machen, im vorigen Jahr pöbellich auf dem englischen Markte zu erscheinen, und von dem neuen Steuerertrag in Frankreich, welches die französischen Zuckerfabrikanten auf dem heimischen Markte zu unterstützen, nicht aber von den Exportsubventionen, welche Deutschland zahlt und welche, wie die Nachweise des Professors Schreiber über die für nicht vollständig von der Zölle befreiten Zucker bezahlte Niederlage zeigen, eine ganz außerordentliche Höhe erreichen und die deutschen Steuerzahler mehr als fünfmal belasten, schlichter er vollständig. Ganz nicht beachtet, daß man solche eine zeitige Ausföhrungen betreibt, im heutigen Volk auch nur einen Steuerertrag zu der Aussicht zu versehen, daß die deutsche Zuckerindustrie, unter welcher die deutsche Zuckerindustrie und die deutsche Landwirtschaft gleichmäßig leiden, vollständig unabhängig ist, daß nur die Exportsubventionen und die zeitliche fremde Zucker, die die deutsche Zuckerindustrie in Deutschland sehr gut, daß die anderen Länder nur in die Hauptrolle unserer Gesetzgebung getreten sind, und daß sie nur zu geringen Gewinnen gehen haben, und die Zuckerindustrie ihrer Ränder gegenüber den kolonialen Zuckern, durch welche die deutschen Steuerzahler den Zuckerexportoren ermöglichen zu müssen, auf dem Weltmarkt billiger Zucker zu liefern, und zu verkaufen.

Wenn nun aber trotz dem Anzuge, unter welchem diese Staaten gehandelt haben, sie anfangen, die Unmöglichkeit, auf diesem Wege fortzuwachen, einzusehen, wenn Nordamerika seine Exportsubvention für Zucker so herabsetzt, daß der Export nach Europa zur Unmöglichkeit wird, und sich nach weitere Verabreichungen vorzüglich zum Vordringen und Anwachsen im Mittel Ost und die europäische Welt bedroht sind, dem Unwille der Exportländer ein Ende zu machen, liegt da nicht der Gedanke nahe, daß auch Deutschland endlich einmal den Versuch mache, durch eine Steuer-Reform gesunde Verhältnisse zu schaffen, auf deren Boden sich die deutsche

Zuckerindustrie rekonstruieren kann. Davon scheint aber der Verfasser des Artikels nichts wissen zu wollen; nachdem er soeben noch von der Zuckerproduktion und dem schädlichen Einfluß der Exportsubventionen gesprochen, ist ihm vollständig der Rückgang des Zuckerpreises nicht mehr, wie im vorigen Jahre in Magdeburg, sondern durch ein Gegenwärtiges der Spitze abgedroht werden muß.

Um die Art und Weise, wie dieses Gegenwärtige ausgeführt werden müßte, ist der Verfasser nicht verlegen: Aufspeicherung desjenigen Zuckers, welcher über den Konsum hinaus produziert wird. Dies muß aber nicht mit so schädlichen Mitteln zu bewerkstelligen werden, wie im vorigen Jahre in Magdeburg, wo man mit einigen hunderttausend Mark nachgehend in den Weltmarkt eingegriffen wollte, sondern die Zuckerindustrie muß durch ihre Eigenkraft das deutsche Großkapital für sich interessieren, um dann den Markt von dem überflüssigen Zucker zu befreien. Wenn man auch mit dem Verfasser der Meinung ist, daß sich das deutsche Großkapital gewiß lohnenden Geschäften im Inlande ebenso gern zuwenden werde, wie jetzt eröflichten Anleihen, und wenn wir sogar noch weiter gehen und solche Anweisung des deutschen Kapitals in inländischen Unternehmungen für besser halten, als jene Sucht nach eröflichten Geschäften, so glauben wir doch kaum, daß sich verhängnisvolle und äussernde Kapitalflüsse finden werden, welche sich an einen solchen Geschäft beteiligen, da die Grenze für den aufzunehmenden Zucker nicht zu finden sein würde, indem mit der Sicherheit der Aufnahme durch die Gesellschaft die Produktion wieder gewöhnlich anwachsen würde, andererseits aber auch die Gesellschaft gezwungen wäre, allen ihr angefallenen Zucker aufzutreiben, und nicht durch Einföhrung des Marktes den Preis zu drücken und somit die eigenen Vorräthe zu entwerthen.

Der Vorschlag scheint also an und für sich aussichtslos; ein anderes Vorgehen aber erhält die Sache, wenn man annimmt, die Verbreitung des Artikels durch den Staats-Anzeiger solle für eine derartige Hilfe Zustimmung machen und, nachdem sich selbst die Einföhrung in die gesetzten Bedingungen auf zwei Jahre nicht als gehörend zu erweisen scheint, auf eine Vorlage zur Staatsliste in einem Jahre vorbereiten. Wir glauben kaum, daß eine solche Vorlage im Reichstage die Genehmigung finden würde, da die augenblickliche Finanzlage selbst die blühenden Verweher solcher Staatsliste befehlen machen müßte, der Staatsliste eine solche Last aufzubürden, daß aber die Lage der deutschen Zucker-Subvention eine solche Möglichkeit im Auge fassen läßt, mag allen Gegnern der Subventionen ein Zeichen sein, welchen Helfer man gewährt hat, daß man nicht schon vor Jahren die Steuer eingeföhrt, und damit, unter Vereinfachung der Exportsubventionen, die deutsche Zuckerindustrie auf einen gesunden Boden gestellt hat.

Das konservativ-nationalliberale Steuerartikel soll trotz aller Demütis von Seiten der beteiligten Parteigruppen hinter den Gollissen fortputzen. Nach dem „Hamb. Kor.“ soll es sich um einen im Entwurf bereits fertigen Brauntweinsteuer-Vorschlag der freikonservativen Partei handeln, die mit den besetzten Fraktionen aus Preußen und aus Sachsen verhandelt in Unterhandlung getreten ist. Nach der „Hb. Kor.“ soll das vom Reichsrath Camp ausgearbeitete Steuerprojekt in einem Entwurf von 120 Millionen berechnet sein. Da hierbei die Interessen der Brauntweinbrenner nicht in angieher Weise berücksichtigt scheinen, so werden die Deutschkonfessionen sich schwerlich mit dem Plane befassen. Aber selbst wenn dies geschehe, so würde das Projekt doch auf dem Papier liegen bleiben, da in die Frage kommenden Parteien nicht über die Majorität im Reichstage verfügen. Man wird schließlich doch nicht umhin können, zu der bisher von liberaler Seite vergeblich empfohlenen Fabriksteuer zu greifen.

Die Bestellung eines Koadjutors für den erkrankten Fürstbischof von Breslau ist bekanntlich vom Papste abgelehnt worden. Nach einer römischen Meldung der „Zeitg.“ soll die Ablehnung „zur Zeit“ geschehen sein, weil der Fürstbischof noch nicht in entsprechend hohen Jahren stehe, und weil ihm zwei Weibskinder (Gleich in Breslau und Sienega in Teschen) zur Seite ständen. In Rom habe in diesem Sinne persönlich ein kaiserlicher Graf und Malteserritter gewirkt; auf seine Einwirkung sei wohl des Papstes vorläufige Entscheidung zurückzuführen. Die „Zeitg.“ erwidert ferner die angebliche Erwerbshaltung eines Grundstücks bei Schmeiditz für das fürstbischöfliche Amt und betont, daß in vermögensrechtlichen Fragen für das fürstbischöfliche Amt nur der Fürstbischof in eigener Person entscheiden könne. Weder General-Bischofamt noch Weibskinder entlasteten ihn hier. Vermögensrechtliche Transaktionen, wie die gemeinhin, seien also ungesetzliche Dispositionen der fürstbischöflichen Weibskinder voraus, die in sehr unvollständigen Kreisen entschieden bestritten werde. Sowohl die Entföhrung des Papstes, als die Grundstücksvererbung sind unter solchen Umständen sehr auffällig, und man darf darauf begierig sein, was die vatikanische Presse zur sachlichen Aufklärung beitragen werde.

Ein französisch-russisches Bündnis. In der „Politischen Wochenschau“ des heutigen Morgenblattes wurde angeführt der Neben des Kriegsministers und des Grafen Molte auf die seltsamen Fäden hingewiesen, welche Deroulde in Anspann gewoben haben soll; es wurde ferner darauf hingewiesen, daß die wahre Ursache von Freinet's Sturm im dem verhängnis von ihm gemachten Bericht einer Anrede an Frankreich an Deutschland zu finden sei, während die Gegner des jetzt zurücktretenden französischen Ministerpräsidenten sich mehr und mehr in dem Streben, ein Bündnis mit Anspann abzuschließen, zusammenfinden. Daß wir mit dieser Vermuthung uns auf dem richtigen Wege befinden, zeigt folgendes Telegramm eines Wiener O-Bezirkskommandanten:

Die offiziöse „Montagsrevue“ sagt, der deutsche Reichsminister Bronart habe mit seiner Regierung, daß die Einberufung des deutschen Reichstages erst in der allerletzten Zeit bringen geworden sei, auf die russisch-französischen Intimität verweisen wollen, welche in der jüngsten Vergangenheit einen bedrohlichen Charakter angenommen. Ueber den wahren Ernst der Lage darf man sich nicht in Deutschland nach seiner Richtung hin irgend welchen Illusionen hingeben. In Frankreich bildet die Majorität der Volksvertretung kein Ministerium mehr, welches nicht jedes Zusammenkommen mit Kaiserlich-russischer Rundschau ablehnt und die Absicht hat, sein Vaterland freizugehen.

Die bulgarische Deputation. In laut Telegramm unseeres Wiener O-Bezirkskommandanten, vorgehen im Verdrag eingetroffen; geräuschlos verlautet, dieselbe wolle dem Serbentönigen Milan auf Grund einer Personalunion zum Kandidaten für den Reichsthorst vorkommen. Dies Gerücht klingt allerdings sehr ungläubig. In Wien wird die Deputation nicht vor morgen (Dienstag) Abend, eintreffen; die Wiener bulgarischen und polnischen Studenten werden der Deputation auf dem Bahnhof einen herzlichsten Empfang bereiten. Beim Kaiser Franz Joseph dürfte die Deputation keine Audienz erhalten.

Termer empfangen wir noch folgende Privatdepesche: Sofia, 6. Dezember, 5 Uhr 25 Min. Nachm. Heute fand der feierliche Empfang des serbischen diplomatischen Agenten Danstich durch die Agenten statt; 11½ Uhr erschienen die Agenten im Ministerium des Auswärtigen, eine halbe Stunde darauf

## Der Festabend im Schauspielhaus.

Wenn im großen Festabend wieder einmal ein Band von hundert Wärttern zerfällt ist, um die rechte Seite die rechte Jahresfeier gefeiert hat, so ist das noch eine Vorladung zu frühlichem Jubiläum, aber auch zugleich eine Mahnung zu enger Selbstprüfung. Man darf den Gedächtnisfeierlichkeiten nicht zujubeln, sondern sie nur mit dem Bewußtsein des großen Festabends aufzunehmen hat, bestimmt zusammengerechnet.

Niemand wird leugnen, daß der der hundertjährigen Jubelfeier des hundertjährigen Schauspielhauses das Recht sehr sehr erquickend war, wenn man die laute Freude nicht ungebührlich hochziehen wollte. Niemand wird leugnen, daß die Jubelfeier in das neue Zeitalter mit einer denkenden künstlerischen Schändlichkeit hinübergeführt, welche nicht man gerade deshalb die Jubelfeier nicht allein wahrheitsgemäß verantwortet. Das ganze Fest war mit fester Berechnung auf einen Grundton vornehmer und liebenswürdiger Geselligkeit abgemittelt. In dem heiligen gesellschaftlichen Heil des Tages verunmüht die Werbung zu geselligen literarischen Unterhaltungen, und selbst der offizielle Festabend der der hundertjährigen Jubiläum von Antiquaren zu durchwandern hatte, befog die Gewandtheit, an allen verbindlichen und unverbindlichen Epochen sich mit tauschlosen Unbehaglichkeiten vorzugeben.

Sein festlicher Mission konnte so die warme beglückende Festimmung kränzen. Die Anwesenden füllten sich einfach für diesen Anlaßmetzen im Theater des Reichs zu Wohl gelangen, und Graf Schöberle mochte die Gönner und die Gönner mit einer bescheidenen Baure und Lebenswürdigkeit. Der neue Generalintendant ist bei dieser Gelegenheit auch der Schriftsteller zum ersten Mal persönlich nähergetreten. Wir leuchten in ihm einen formvollständigen Weltmann kennen, der die fremden Fragen und deren Lösung und selbst die formere Gegenwart seines Stimmes mit einer gewissen Verantwortlichkeit zu tragen scheint. Mit gewisser Herzensfreude begrüßte er am Vormittag die Festgäste, waltete er am Abend ihrer weitlichen Wärttern.

Und es war eine glänzende Festgastbesprechung, die sich an diesem Abend im Schauspielhaus ein Zeitalter gab. Im Parquet die Seiten des Bürgerthums, die auswärtigen Gäste, das literarische und künstlerische Publikum, im ersten Rang der Hof und die Diplomaten, es war ein buntes schimmerndes Durcheinander von herrlichen Charakteren, von glühenden Uniformen, von leuchtenden Schultern und prächtigen Toiletten. Die Betrachtung drängte sich auf, ob es nicht zu gesellschaftlichen Besprechungen unter Theatergenossen hätte, wenn das Publikum sich überhaupt daran begab, wie in anderen Weltstädten, so auch in Berlin das Theater mit im Festabend zu beenden? Gewiß ist, daß das Verhältnis von Bühne und Zuschauerum fortan von einem Zug seiner Selbstheit befreit sein müßte. Man würde leicht für die Abklärung des Willkürungen eine schon

gemähere Form suchen, als sie bisher üblich ist. In vielleicht wäre sogar eine gezielte Empfindlichkeit des Gedankens zu erwarten, wenn die Verantwortlichkeit der gut geübten Theatergenossen nicht gefaltet, was man im Kontinuität, im Tragödien immer leicht hinnimmt, und man würde im literarischen Kreise vielleicht weniger bereit sein, über die plebejischen Redereien zu lachen, die sich in deutschen Lustspielen noch so häufig für gute Sprache ausgeben können.

Wir hatten Zeit, diesen Betrachtungen nachzugehen, weil der Beginn der Vorstellung ein wenig verzögert wurde. Endlich trat das festliche Paar in die Loge, die Versammlung erhob sich ehrfurchtig von den Sitzen, und alle die festlichen Klänge der Ouverture ertönten, hob sich der Vorhang zu dem Festspiel „Des Königs Unterthänigkeit“ von W. zu Bülow, einem lebendigen und unterhaltenden Gemisch aus der Theatergeschichte, das auch über den Tag hinaus seinen Werth behält.

Der Dichter führt uns auf die Bühne des alten Döbblin, in den sorgfältigen Tag seiner Dichtung zurück. Durch die Anwesenheit von dem Zeit-Verständnis des Dichters und die Mittel des Bühnenleiters erreicht, er hat alle seine Mitglieder zusammenberufen, um auf einem Anknüpfel, über den ein zermarterter und verklärter Königsmaul gelehrt ist, an das gornig ausmutternde Theaterbildchen seine Wortschöpfung zu halten. Obgleich seine Reden sich gegen den Reichthum. Sein Vorschlag, auf Achtung zu spielen, wird unmutig zurückgewiesen, und seine letzte Hoffnung ist die föhnlische Hilfe, um die er petitionirt hat. Aber noch am Thron hat das Theater, einer gemüthlichen Wärttern, den Reichthum von Bauer, der von dem Komödienten nichts wissen will. Zu einer letzten Festung betritt er die Bühne, und hier hört er von Caroline Döbblin, die aus dem Munde der alten Subalternen zu kommen, so warmherzig und in ihrer stillen Bereitwilligkeit zu übergehende Vertiefung des Schauspielers, daß er als ein Beförderer von ihnen geht. In dem Augenblick der stillen Wärttergelegenheit, daß der Döbblin sein eigenes Wort mit innerlicher Würdevollheit zu bezeugen, in einer föhnlischen, und wie nun dem von Thünen übermüthigen Mann der Brief des Königs aus den stilleren Jahren hintr, wie ihn ein Schauspielers zu Ende stellt und der helle Zweifel der Ändern, die jetzt meinet leben und leben hätte die Schuld Worte hineinzuatmen. . . . das ist ein so frisches und edles Bild aus dem Bühnenleben, daß es auch ohne den festlichen Anlaß seine Wirkung thun wird.

Für die Darsteller des Stückes waren fast alle Mitglieder des Schauspielhauses auf die Bühne gestellt, und ihre Stimmen klangen in dem Schauspielhaus voll und erlich zusammen. Das war kein höher Theaterakt, man empfand es, daß die Darsteller dieses Festabends aus der festlichen ihre eigene Kunst mit innerlicher Würdevollheit lebte. Herr Gelimut-Baum hat den alten Döbblin auch in

der Maske ziemlich porträtgetreu zu treffen gemußt. Clara Meier sprach das Lob der Schauspielkunst mit redlicher Wärme. Ferno Groß hat den Döbblin und der Hofgenossen in der ersten Akt ein erhellendes Bild und sprach die paar Worte der Rolle mit ihrem ganzen leidenschaftlichen Frohsinn. Etwas weniger empfunden aber sollte Frau Stabe-Beiler die Wärttern spielen. Wie hätte hier Minna Fritsch, für welche der Dichter die Rolle geschrieben hat, so schlicht und sicher unser Herz zu bewegen verstanden!

Das Festspiel „Verhand und Verächtnis“ von Jünger, das nun folgte, war für die Zuschauer keine gelinde Geduldsprobe. Das Stück war schon so lässig verfaßt! Nun muß der letzte dramatische Akt, das es vor hundert Jahren auf der Bühne zur Ausführung gekommen ist, nun noch zu einem politischen Scheitern von wenigen Tagen bestehen. Herr Direktor Drey hat zwar Gottlob zwei Akte getrieben, aber drei Akte hat er leider stehen gelassen. . . . und sie genühten waltete, um zu bekunden, daß dieses unbedeutende und kindliche Bühnenwerk nicht einmal für den Bühnenplatz einer verklärten Zeit irgend welche typische Bedeutung beanspruchen kann. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Autor ein Zeitgenosse von Lessing und Beaumarchais war. Aber selbst unter den anpreiswürdigen Kreisen, die damals für den theatralischen Regenschein sorgten, finden sich viele fröhliche und reifere Talente. Die erträgliche Gestalt des Stückes bleibt noch ein polterndes Ehrenwort, der in ein vornehmtes Haus nimmt und hier einen Engel von lustigen Grobheiten niederzuschleudert läßt. Theodor Quabe land in der Darstellung dieser Rolle sehr laufige Züge. Aber als er am Schluß seinen langen Liebesbrief aufschloß, auf einen rothen Waffentrock zeigt und seinen Heften, neben welchem er den ganzen Abend hindurch hundertmal einhergegangen ist, plötzlich zuruft: „König Du nicht Deinen Einfl. Ferdinand.“ . . . da war es um den höchsten Ernst der Zuschauer geliehen und ein föhnlisches Lachen folgte dieser hundertjährigen Unmöglichkeit. Eine Kritik beanspruchte, wenn nicht man sich die erhellende Wirkung eines so allmählichen Feuerzuges anschaut, das man in einer lässig veranlassenen Schaulust zufällig gefunden hat. Neugierig betrachtet man es und begreift es nicht, wie unter Vorkreuzen dem überwältigen Ding jemals aus nur einem Punkt ein festes Fundament werden konnte.

Den Schluß des Abends machte ein Ballet, in welchem der Tanz von Einik und Zeit sehr anmutig gegenübergestellt war. In einigen Überlegungen des Balletmeisters glaubten wir sogar die föhrende Wirkung zu erkennen, welche die Erfindungsgeistige Phantasie auf die Langzeit ausgeübt hat. Und als nun in einer überaus reichen Schöpfung eine große Blumengirlande über die Bühne zog, aus deren Mitte die „Gold-Hundert“ hervorquollen, erlitten Zuschauer ein Gemog als Wirt des Schauspielers in in samungvollen Epilogseiten den Dank an die Verdor zu richten,